

Schnecken

Manchmal, nach einer regenreichen Nacht im Frühling, brach mein Großvater frühmorgens auf und wanderte, die kurzen Beine in hohen Gummistiefeln, an der Hand einen Blecheimer am Henkel schwingend, quer durch die Stadt hinauf zum Rehbergele. Er sagte dann, er ginge *i'd Schnecke* – wörtlich *in die Schnecken*, wie man in der Sprache der Sammler auch sagt, man geht *in die Pilze*, im Gegensatz zur Sprache der Jäger, in der man zum Beispiel *auf Hasen* geht. Beides läuft freilich darauf hinaus, dass das durch Jagen oder Sammeln Erbeutete früher oder später verzehrt wird, und diesen Endzweck hatte auch der Großvater im Sinn, wenn er *i'd Schnecke* ging.

Schnecken sind Tiere; sie bewegen sich doch. Der ersten groben Unterteilung des belebten Naturreichs nach stehen sie so den Hasen eigentlich näher als den Pilzen. Hätten sie da nicht ein Anrecht darauf, von ihren sprachbegabten Fressfeinden als mögliche Jagdbeute auch sprachlich sichtbar gemacht zu werden? Nun ist die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache, so gesehen ein *Brauch*; ein uralthergebrachter Jäger-und-Sammler-Sprachbrauch aber scheint die Schnecken durchaus nicht dem Gejagten zuordnen zu wollen, sondern dem Gesammelten. Das Kriterium der Unterscheidung kommt dem Brauch nicht von der Natur der Dinge her, die der Mensch jagend oder sammelnd sich aneignet, sondern aus bestimmten akzidentellen, vom Wesensbestand des Begriffs jedoch unablässigen Zügen jener anthropologischen Basishandlungen selber. Man sieht daran, wie die Sprache die Welt aus einer Per-

spektive konstruiert, die natürlicherweise die der Sprechenden ist, nicht der besprochenen Dinge. Der Begriff der Jagd ist mit der Vorstellung einer gewissen Schnelligkeit, zumindest miteinander konkurrierender Geschwindigkeiten verknüpft. Seine Anwendung auf Schnecken wirkt auf uns lächerlich, wenn nicht geradezu widersinnig. Von einer Jagd, so scheint es, kann im Zusammenhang mit Schnecken vernünftigerweise nur dann die Rede sein, wenn zwei oder mehrere von ihnen sich *miteinander* in einem Wettlauf befinden – nicht jedoch wenn der Mensch ihnen nachstellt, der dazu seinen Schritt ja eher zügeln muss als beschleunigen. Anders als der Hase bei der Hasenjagd, hat die Schnecke ja nicht einmal theoretisch eine Chance, aus solch einem tempobezogenen Kräftemessen als Siegerin hervorzugehen. Als scheute die Sprache vor der offenkundigen Unfairness, Schnecken als Teil der Relation Jäger–Gejagtes zu fassen, gewissermaßen moralisch zurück, rückt sie diese Tiere aufgrund ihrer sprichwörtlich langsamen, mit bloßem Auge oft kaum erkennbaren und darum phänomenologisch als Grenzfall zum Stillstand aufgefassten Fortbewegung in die Nähe der ruhenden Naturdinge, *in* die die Sammlerin nur hineinzugreifen braucht, während der Jäger *auf* das Wild sich stürzen muss – sei es auf archaische Art mit der Kraft und Schnelligkeit des eigenen Körpers, sei es, indem er dazu Mittel benutzt: seinen treuen Gefährten etwa, den windschnellen Jagdhund, beziehungsweise die aus mehreren seiner Art zusammengesetzte Meute, oder aber das Schießgewehr, aus dem deren zivilisatorisch fortgeschrittenes Surrogat, die Schrotladung, mit nochmals potenziertem Gewalt und Schnelligkeit senkend und brennend auf das fliehende Opfer einhagelt.

Wie anders werden die Schnecken zur Beute des Menschen! Von dem Untergrund, auf dem sie unzulänglich haftend ihre schleimigen Bahnen ziehen, pflückt man sie nur gleichsam ab, wie Beeren, Pilze oder Kräuter, um sie dann in einem Eimer oder Korb lebendig und unversehrt nachhause zu tragen. Mehr als an eine Jagd erinnert das Einsammeln der Schnecken an eine Ernte, und so wird der Vorgang von professionellen Züchtern auch wirklich genannt. Nicht zuletzt unterscheidet sich das Schnecken-sammeln von der Hatz auf die flinken Wildtiere auch dadurch, dass die Beute *lebend* eingebracht wird. Für ihre Verwendung in der Küche ist es nämlich entscheidend, dass die Schnecken nicht als Leichen in den Kochtopf kommen. Das macht die Kriechtiere zu Schicksalsgenossen von Muscheln und Hummern, mit denen sie übrigens auch das Exoskelett gemeinsam haben: das form-schöne Schneckenhaus, das die Natur in ihrer unendlichen Weisheit ihrem weichen wirbellosen Leib mitgegeben hat zu dessen Schutz.

Der Großvater also brach frühmorgens auf zum Rehbergele. So wurde die kleine, knapp hinter der nördlichen Gemarkungsgrenze Richtung Steißlingen zu gelegene Anhöhe im Dialekt der Gegend genannt. Zumindest hörte sich der Name, von den Einheimischen ausgesprochen und ihrem gemüthlich nonchalanten Zungenschlag anbequemt, so an; amtlich und semantisch transparent hieß es *Rebbergele*. Tatsächlich waren dort in früheren Zeiten einmal Weinreben angebaut worden, was erklärt, warum der seit knapp hundert Jahren nur noch mit Gras bewachsene Hügel bis heute sozusagen traditionelles Siedlungsgebiet von *Weinberg-*

schnecken ist. Lieblicher und intuitiv passender schien meinem kindlichen Ohr freilich die Vorstellung, es sei dies eben das Bergle, auf dem die im nahe gelegenen Waldstück wohnenden Rehe zum Grasem, beziehungsweise (aber das Wort kannte ich damals noch nicht) zum Äsen zusammenkamen. Heute, wo das Schneckensammeln weithin aus der Mode gekommen beziehungsweise seit 1973 in Baden-Württemberg schlicht verboten ist, verbindet vielleicht auch manch erwachsener Sprecher den Namen der kleinen Erhebung mit dem Bild einer solchen friedlichen Rotwildversammlung. Dass das Rehbergle einmal dafür bekannt war, dass dort nach regenreichen Frühlingsnächten *helix pomatia* (die einzige essbare Schneckenart, die in unseren Breiten vorkommt) in großer Zahl und besonders genussversprechendem Zustand anzutreffen war, ist aus dem Bestand des kollektiven Weltwissens der Einheimischen, an dem noch mein Großvater teilhatte, ebenso verschwunden wie die Erinnerung an die Radolfzeller Weinbaugeschichte.

Wenn ich das Wochenende bei meinen Großeltern verbrachte, weil meine Eltern mal allein sein wollten, war der Großvater immer eifrig bemüht, spannende und interessante Dinge mit mir zu machen oder mir zu zeigen. Anders als mit meinem Vater, der oft ganze Wochen beruflich unterwegs war, habe ich damals mit meinem Großvater, wie es mir heute vorkommt, unfassbar viel gemeinsam unternommen. Ich war aber nie mit ihm auf dem Rehbergle, jedenfalls nicht zum Schneckensammeln. Im Winter ging er mit mir manchmal zum Schlittenfahren da hin.

Wie die meisten Großväter liebte es auch meiner, seinem Enkel Sachen beizubringen: Schach, Cego und Sechsendsechzig, Kreuzknoten, Schot- und Webleinstek, auf Grashalmen pfeifen und mit dem Taschenmesser Weidenstöcke spitzen und so weiter; sicher hätte es ihm Freude gemacht, wenn er mir auch das Schneckensammeln hätte zeigen können, beziehungsweise (da es dazu ja kaum einer besonders ausgefuchsten Technik bedurfte) zu erklären, worauf es dabei ankam – etwa wie man die Stellen fand, an denen die Schnecken sich besonders gern aufhielten, oder wodurch sich eine geeignete, im kulinarischen Sinn ‚schöne‘ Schnecke, die unbedingt in den Eimer gehörte, von einer minderwertigen, zu kleinen, zu alten oder auch kranken unterschied, die man lieber laufen ließ.

Bestimmt hat mich mein Großvater mehr als einmal ermuntert, ihn in die Schnecken zu begleiten, aber ich schlug seine Angebote so lange beharrlich aus, bis er damit irgendwann aufhörte und am Sonntagmorgen einfach losstapfte, ohne mich erst noch zu fragen, ob ich mitwollte. Als Ausrede hatte ich immer behauptet, ich ekelte mich davor, die Schnecken anzufassen, obwohl das gar nicht stimmte und im Übrigen auch unbegründet war. Das eigentlich Ekelhafte an Schnecken ist ja, wie bei den meisten Dingen, vor denen uns ekelt, das Schleimige; die Häuser aber, die sie auf dem Rücken trugen und an denen man sie beim Einsammeln anfasste, waren in der Regel trocken und einigermaßen sauber; ihren Schleim sonderten die Schnecken unten herum ab, am sogenannten Fuß, der den größten Teil ihres weichen, beweglichen Körpers ausmachte. So viel über Schnecken wusste ich auch schon als Kind. Aber wie gesagt, es war eine Ausrede. In Wirklichkeit hat-

te ich einfach keine Lust, am Sonntag früh um sechs aufzustehen, um in Gummistiefeln das regenfeuchte Rehberg-
le nach essbaren Tieren abzugrasen, an denen mein dama-
liger Nudeln-mit-Tomatensauce-Gaumen gar keine Freude
gehabt hätte. Zwar würde mich der Großvater, selbst wenn
ich ihm die Wahrheit gesagt hätte, bestimmt nicht *gezwun-
gen* haben, mit ihm in die Schnecken zu gehen; doch speku-
lierte ich darauf, dass er meine Weigerung mit weniger
Groll akzeptierte, wenn ich als Begründung einen unüber-
windlichen Affekt angab, statt nur meinen Wunsch, im
Bett zu bleiben. Bequemlichkeit oder gar Faulheit hätte
der Großvater durchaus nicht als rechtfertigende Hand-
lungsgründe, beziehungsweise in diesem Fall Handlungs-
verweigerungsgründe gelten lassen, und mir war klar, dass
ich an dieser Stelle mit meiner sonst vielgelobten Ehrlich-
keit mindestens einen Tadel des Großvaters, wenn nicht
eine ausgiebig gerührte erzieherische Standpauke riskierte.
So aber beließ er es bei einem nachsichtigem Bedauern und
einem Kopfschütteln, dessen latente Verächtlichkeit in
meinem angeblichen Abscheu die Verweichlichung einer
ganzen Generation mitstrafte, deren Gehirne, jung wie sie
waren, von hysterischen modern-amerikanischen Hygiene-
dogmen schon so verdorben waren, dass sie die Berührung
mit so elementaren Naturdingen wie Schleim, Kot, Blut,
Matsch und nacktem Tierfleisch scheuten, weil sie in der
Natur selber nur eine einzige, mit Schmutz, Unrat, giftigen
Sekreten und allen möglichen Keimen und Krankheitser-
regern drohende Gefahr erblickten.

Von den Abenteuern einer Schneckenpirsch kann ich also
gar nichts erzählen, denn auch der Großvater erzählte,

wenn er am späteren Vormittag aus den Schnecken kam, nichts davon. Das musste nicht heißen, dass er nichts erlebt hatte, er erzählte ja auch nie vom Krieg. Vielleicht war aber beim Schneckensammeln auch wirklich nicht so viel los.

Nur an den Eimer voller Schnecken erinnere ich mich, den der Großvater durch die Wohnung trug, um ihn raus auf den Balkon zu stellen. Dort musste der Eimer zwei Nächte lang bleiben, damit die Schnecken sich ausscheißen konnten. Ich habe noch das leise Knacken und Schaben im Ohr, das die infolge der Schwankungen beim Transport miteinander zusammenprallenden oder sich im stehenden Eimer aneinander reibenden Schneckenhäuser erzeugten.

Den Eimer zu inspizieren trieb es mich dann doch immer wieder auf den Balkon. Dass der Großvater aus meiner unverhohlenen Neugier einen Argwohn gegen meinen zuvor als Grund meiner Weigerung, ihn zu begleiten, vorgeschobenen Ekel schöpfen könnte, schien mich nicht zu beunruhigen, sei es, dass ich an einen zwischen den beiden Haltungen bestehenden Widerspruch nicht glaubte, oder ihn nicht erkannte.

Im Eimer, der natürlich, damit die Schnecken nicht erstickten, keinen Deckel hatte, ging es buchstäblich drunter und drüber. Die Schnecken lagen aufeinander und waren ein Haufen. Einer freilich, der sich als artikulierte Masse darstellte: ein lebendes Konglomerat, das in sich selbst in unaufhörlicher Bewegung war. Wäre das alles nicht so langsam, schwerfällig gewunden und obendrein, mit Ausnahme der gelegentlich immer wieder zu hörenden Klack- und Schabgeräusche, totenstill vor sich gegangen, man hätte den bewegten Haufen durch- und über- und unterei-

nander weg kriechender Schnecken quicklebendig nennen mögen. Das Gesamtbild der Bewegung war ein Wimmeln, geradezu ein Getümmel. Sich windend und wälzend, kontrahierend und streckend, stellenweise fast sich verknötend, krochen die Schnecken Bauch an Bauch, Leib an Leib, unablässig gingen ihre kleinen Mundlöcher auf und zu. Trotzdem sie auf dem Rücken ihre Häuser trugen, wirkten sie alle ungeheuer nackt. Vereinzelt kam es vor, dass eine sich aus dem Haufen löste und an der Innenwand des Eimers hinauf kroch, aber nie schaffte es eine über den Rand. Sei es, dass die Haftungskraft ihres Schleims, ausgelegt auf Oberflächen von einer gewissen natürlichen Körnigkeit (Baumrinde, Pflanzenstängel), für die künstliche Glätte der Eimerwand (Blech, Plastik) nicht ausreichte, sei es, dass der listige Großvater den Eimer oben herum zusätzlich mit Öl eingeschmiert hatte: irgendwann kippten die Ausreißer um und fielen zurück ins allgemeine Gekreuch. Warum aber versuchten nur so wenige, aus dem Eimer herauszukommen, die große Mehrzahl dagegen nicht? Waren es Außenseiterschnecken, die als einzige eine Art Unbehagen im Eimer empfanden? Und strebten sie wirklich nach Freiheit? Das hätte ja vorausgesetzt, dass sie ihr Eimerdasein als eine Form von Gefangenschaft erlebten. Aber vielleicht trieb sie auch nur der Hunger hinauf, nachdem sie die Erfahrung gemacht hatten, dass es da, wo sie waren, nichts zu fressen gab außer ihrer eigenen, nach und nach als dunkelgrüne Schleimschicht am Grund des Eimers sich ablagernden Scheiße. Hätten es dann aber nicht mehr sein müssen, die sich auf den Weg machten?

Der Zusammenhalt der Schnecken im Eimer war stark. Wie Lebendes nur am Leben selber klebt, so hingen ihre

Leiber zusammen dicht an dicht. Ob sie im Rahmen ihrer kognitiven Möglichkeiten einen Begriff davon hatten, dass ihre Situation: dieses *Geworfensein* in den Eimer, gemessen an ihrem gewohnten Dasein irgendwie seltsam, nicht ganz geheuer oder sogar lebensbedrohlich war, ist schwer zu sagen. Spürten sie das nahende Unheil? War ihnen der allseitige enge Körperkontakt mit ihresgleichen unangenehm? Oder im Gegenteil? Ob sie den Kontakt überhaupt *als* Kontakt fühlten? Wie fühlten sie denn eigentlich? Gesah es nur mit ihren Fühlern, diesen biegsamen kleinen Hörnchen am Kopf, an deren transparenter Spitze das Schneckenauge hervorschimmerte wie ein Tautropfen im Blütenkelch – oder apperzipierten sie *je ne sais comment* ihre Umwelt noch auf eine andere, weniger sensitive, im Maßstab des Schneckenbewusstseins weniger bewusste Weise, mit ihrem ganzen Leib? Man weiß ja nicht, wie es ist, eine Schnecke zu sein, aber es ist doch ziemlich sicher etwas Anderes, als man selbst zu sein. Zusammengepfercht übereinander gestapelt in einem Eimer liegen zu Hunderten in nacktester Nähe zum Körper des Nächsten mochte *mir* ein Horror, musste es aber nicht für die Schnecke sein. Und so zeitlupenhaft langsam das kollektive Gewälze auch vonstattenging, die Schnecken wirkten darin doch sehr rege, eher hyperaktiv als vor Angst und Schrecken gelähmt. Waren sie aufgeregt? Vielleicht sogar *erregt*? Nicht auszuschließen, dass der Tumult im Eimer kein panischer war, sondern vielmehr ein orgiastischer.

Das Verhalten der Schnecken gab Anhaltspunkte für beide Vermutungen. Vorausgesetzt, ein Organismus verfügt über Rezeptoren, die dafür sorgen, dass das Konzept ‚Bedrohung‘ auf irgendeine Weise in ihm repräsentiert

werden kann, etwa indem die Schaltungen seines rudimentären Gehirns sich so einstellen, dass im Körper zweckmäßige motorische Impulse zur Reduktion der Bedrohung ausgelöst werden (so etwa wird man es ausdrücken müssen, um den epistemologischen Fallstricken auszuweichen, in die man sich hier mit Begriffen wie Fühlen, Spüren, Ahnen, Erkennen oder gar Wissen verfangen könnte) – dies also vorausgesetzt, stehen dem Organismus bei Gefahr drei Optionen zur Verfügung: Verteidigung, Flucht oder Erstarren. Für *helix pomatia* nun scheint die Evolution eine Art Hybridstrategie ausgependelt oder -gemendelt zu haben. Das Sich-Zurückziehen ins Schneckenhaus ist einerseits eine Flucht (wenngleich, da Wegrennen im engeren Sinn nicht in Betracht kommt, in gleichsam biedermeierlicher Spielart als ‚Flucht in die Innerlichkeit‘: Rückzug in die häusliche Sphäre); andererseits nimmt die Schnecke bei diesem *in te ipse reddi*, eins werdend mit dem harten Haus, das sie trägt, die äußere Gestalt eines toten Dings an und täuscht damit dem Fressfeind Ungenießbarkeit vor. Flucht und Erstarrung fallen so bei der Schnecke gleichsam zusammen, indem die scheinbare Fluchtbewegung (die übrigens mit erstaunlicher Schnelligkeit, ja für Schneckenverhältnisse geradezu blitzartig vorgeht) nur die sehr kurze Vorbereitungsphase eines auf längere Zeit angelegten Sichertot-Stellens ist: eines in Sicherheit gewiegten Schnecken-schlafs, der freilich, wenn der Feind sich nicht täuschen lässt und über genügend starke Kiefer oder andere Werkzeuge verfügt, vielfach zur Vorstufe, vielleicht auch zum Vorgeschmack des dann wirklich eintretenden Todes wird.

Im Eimer auf dem Balkon aber zogen sich die Schnecken keineswegs in ihre Häuser zurück, und das einzige,

was erstarrte, war mein von ihrem unablässigen Durcheinanderkriechen in den Bann gezogener Blick. Wohl hatte dieses Durcheinander auch unmittelbaren Überlebenssinn, denn es bewirkte innerhalb des Schneckenhaufens eine permanente Umschichtung und Umwälzung, sodass immer wieder andere in die Schneckenoberschicht, die dafür ein Stück weiter hinab sank, vordringen und Atem schöpfen konnten. Eine Art Schwarmintelligenz schien dafür zu sorgen, dass innerhalb der zusammenhängenden Schneckenmasse ständig das Unterste zuoberst gekehrt und so verhindert wurde, dass die zuunterst Liegenden unter der nach oben hin sich verdichtenden Masse der über sie hinwegkriechenden ersticken. So hätte das zeitweilige Aussetzen des Flucht- beziehungsweise Verkriechungsinstinkts in der Einzelschnecke das Überleben des großen Haufens gesichert. Allerdings und perverserweise arbeiteten die Schnecken damit kollektiv dem Feind geradezu in die Hände, der ja ein Interesse daran hatte, dass sie nicht vorzeitig den Geist aufgaben und zu am Eimergrund vor sich hin verwesenden Leichen wurden, die womöglich die gesamte Ernte verdarben.

Dass im Schatten dieser kollektiven Vernunftlist eine veritable Eimerorgie stattgefunden haben soll, scheint auf den ersten Blick eine gewagte These, doch der scheinbare Widerspruch zwischen dem rationalen Survivalprogramm der permanenten Umwälzung und dem animalischen Telos einer Orgie: der allgemeinen Lustekstase, ließe sich auflösen, wenn man sich das Mysterium der Schwarmintelligenz als Emergenzeffekt denkt, der dadurch zustande kommt, dass in jedem Einzelexemplar das Gefühl der Bedrohung überkompensiert wird durch ein individuelles Lustgefühl,

welches objektiv zwar nur durch eine bewusstlos organisierte Massenmotorik verwirklicht, vom Individuum aber zugleich als für sich bestehender, sich selbst genügender Genuss empfunden wird.

Gut möglich also, dass die dort im Eimer, während sie um ihr Leben kämpften, zugleich dabei waren, neues Leben zu zeugen und sich wie verrückt zu begatten. Freilich hatte ich damals für diese Dinge noch keinen Blick, kaum erst einen Begriff davon. Hätte ich schon bei Hund und Katze schwer entscheiden können, welches ihrer Verhaltensmuster ich als Begattungsakt deuten sollte, wie erst bei einer Spezies, die evolutionär so weit ab vom Hauptstrang meiner eigenen lag. Auch die pornographische Gestaltqualität des schleimigen, vulvaartig klaffenden Vorderbauchs der Schnecke, dem das weibliche menschliche Genital ja nicht von ungefähr einen seiner volkstümlichen Kosenamen verdankt – vom Duden in der einschlägigen Synonymliste in einer Reihe mit Möse und Ritze als [*derb*] klassifiziert, abgegrenzt gegen Loch, Schlitz oder Fotze [*vulgär*] einerseits, Muschel und Muschi [*salopp*] andererseits – konnte mir damals noch nicht ins Auge fallen.

Am Abend des zweiten Tages, wenn man sicher gehen konnte, dass der letzte Schneckendarm vollständig entleert war, trug der Großvater den Eimer vom Balkon in die Küche, wo bereits ein großer Topf mit kochendem Essigwasser auf dem Herd stand. Dort hinein warf er portionsweise die Schnecken; sie piffen in einem Augenblick ihr Leben aus. Geschlachtet wurden sie post mortem, nachdem sie der Großvater in der Spüle mit kaltem Wasser abgeschreckt hatte. Mit seinen dicken roten Fingern pulte

er die Schneckenleiber aus ihren Häusern, die gleich in den Müll kamen; zur Entfernung der letzten Schleimreste rieb er dann die leichenblassen, nach dem Abkochen schon deutlich weniger weichen Schneckenwürstchen gründlich mit Salz ab, ehe er sie mit einem kurzen scharfen Messer der Reihe nach aufschlitzte und fachmännisch ausweidete.

Die Legende, nach der der Verzehr von Weinbergschnecken erst von den Franzosen in unserer Gegend eingeführt worden sei, ist vermutlich während der Besatzungszeit entstanden im Zuge der nach dem letzten Krieg auch in anderen Zusammenhängen überall aufkommenden Reinwaschungsnarrative. In Wahrheit werden Schneckenrezepte schon in drei- und vierhundert Jahre alten alemannischen Kochbüchern beschrieben. Die seit den 1980er Jahren in der gehobenen Gastronomie verbreitete klassische Gourmetvariante, bei der die Schnecken, zu kleinen braunen Würmchen geschrumpft, in Kräuterbutter schwimmend aus dem Ofen kommen, findet sich dort allerdings nicht. Mein Großvater mochte seine Schnecken am liebsten frisch und knackig, quer in Scheiben geschnitten, aufgehäufelt zu einem Salat und angemacht mit einer leichten Vinaigrette, gut gepfeffert, mit frisch gehackter Petersilie oder Estragon bestreut.

Ich höre noch das muntere Knurpsen zwischen seinen Zähnen, wenn er seinen Schneckensalat verzehrte. Kaugeräusche, wie sie wahrscheinlich nur von Menschen hervorgebracht werden, die sich noch an Zeiten erinnern, als es buchstäblich nichts zu beißen gab.

(Ekkehardstraße, Radolfzell, 1971)